

Ulrike Heitmüller, Pfarrermangel in Württemberg**Für Sonntag Aktuell, 31.12.2015**

Die Evangelische Landeskirche in Württemberg sieht einem Pfarrermangel entgegen. Dies ist ein bundesweiter Trend. Und er ist hausgemacht.

Ein Grund ist natürlich die demographische Entwicklung: Die geburtenstarken Jahrgänge, also die bis 1964 Geborenen, erreichen das Rentenalter. Darum werden zwischen 2017 und 2027 in vielen Regionen Deutschlands mehr als die Hälfte der Pfarrer in den Ruhestand gehen.

Das Problem ist: Sie werden nicht ersetzt, zumindest nicht genug. Es fehlt der Nachwuchs. An der Universität Tübingen, einst für ihre Ausbildung in Evangelischer Theologie in ganzer Welt berühmt, waren vor 20 Jahren 2.250 Studierende für Evangelische Theologie eingeschrieben. Im vergangenen Jahr waren es nur noch 708.

Dieser Nachwuchsmangel ist unter anderem eine Nachwirkung davon, dass die Kirchen bis vor 30 Jahren um Theologen warben und sie dann sitzen ließen: Tübinger Studierende, die Mitte der 1980er ihr Studium begannen, hörten: "Wir haben für Sie gebetet!" Sie waren sicher, dass man sie brauchte, und dass sie nach ihrer Prüfung erst ein Vikariat absolvieren und dann Pfarrer werden würden. Aber als sie fertig waren, gab es viel mehr Bewerber als Vikariatsplätze. Und da, erst da, begrenzte die Kirche den Zugang.

Fast zwei Drittel der Absolventen, beinahe 900 Theologen, würden sich in Württemberg bis zum Jahr 2000 umorientieren müssen, prognostizierte der damals frisch gegründete Verein Evangelischer Diplomtheologinnen und -Theologen.

Einige orientierten sich erfolgreich neu: Marc Dolde zum Beispiel hatte parallel zur Theologie auch Jura studiert und ist heute Rechtsanwalt mit eigener Kanzlei. Mit der Württembergischen Landeskirche ist er von Kindesbeinen an vertraut: "In meiner Familie waren alle immer Bürgermeister oder Pfarrer. Als Anwalt bin ich da aus der Art geschlagen." Was ihn wundert, ist weniger die Theologenschwemme der 1990er als die Reaktion der Kirche darauf: "Eigentlich ist das eine alte Kiste. Zu Zeiten meines Großvaters gab es auch schon mal zu viele Vikare. Damals hat die Landeskirche sie nicht rausgeschmissen. Was man mit uns gemacht hat,

war singulär für Württemberg."

Marc Dolde ist nicht der Einzige, der einen guten Job hat. Ein Verlust für die Kirche, findet ein ehemaliger Tübinger Theologieprofessor: "Man fragt, wie viele tüchtige Leute wegen einer zu geringen Note abgewiesen wurden, Leute, deren hohe Fähigkeiten im Umgang mit Menschen im Examen nicht ans Licht traten. - Dass dies von der damaligen Kirchenleitung nicht oder doch zu wenig bedacht worden ist, das war der große Fehler."

Wichtigstes Kriterium für die Übernahme ins Vikariat war der Notenschnitt. Stefan Kost, der Vorsitzende des Pfarrervereins, erinnert sich noch gut: "Das ist ganz schlecht gelaufen: Die Leute wurden einzeln zum Abholen ihres Ergebnisses vom Oberkirchenrat empfangen, als Verabschiedung. Das war eine ganz schlechte Kommunikationspolitik, kann man sagen. Das waren Termine im Evangelischen Stift, im fünf-bis-zehn-Minuten-Rhythmus. Die Absolventen kamen dann heulend oder freudestrahlend raus. Oft kam es auf einen Bonusfaktor an, Wehrdienst oder Freiwilliges Soziales Jahr ..."

Die Theologen waren bitter enttäuscht. "Unter der Hand haben die sich später alle entschuldigt", sagt ein Theologe. Aber offiziell?

"Entschuldigung wofür? Dass eine Berufsgruppe nicht alle Bewerber aufnehmen kann? Wir haben uns sehr bemüht, Übergangsmöglichkeiten zu finden", sagt dagegen Hans-Dieter Wille, Prälat im Ruhestand. Auch er erinnert sich gut: "Ich war ab 1995 Oberkirchenrat und zuständig für die Ausbildung. Im Sommer 1995 gab es einen Synodalbeschluss: bis zu 30 Übernahmen ins Vikariat. Ich kam im selben Monat 14 Tage später ins Amt. Das waren Beschlüsse vor meiner Amtszeit. Ich musste dann überlegen, wie man das Auswahlverfahren macht. Das war nicht einfach, es hat in den Gemeinden auch viel Wirbel verursacht, weil Studierende, von denen man den Eindruck hatte, dass sie gute Pfarrer würden, nicht übernommen wurden." Aber entschuldigen? "Wer sich entschuldigen müsste, wäre die Synode: Die wusste es damals!" Und hätte schon Mitte der 1980er warnen müssen.

Natürlich kann man sagen, dass es normal ist, dass sich ein Uni-Absolvent selber einen Job suchen muss. Aber das Theologiestudium ist anders: Die Ausbildung für Pfarrer ist besonders lang, kostspielig, schwierig und spezialisiert. Von der Einschreibung an der Universität bis zur ersten Stelle

dauert es etwa zehn Jahre. Außerdem: Wer weiß, dass er sich nach seinem Studium eine Stelle in der Wirtschaft suchen muss, absolviert schon während des Studiums Praktika und Auslandsaufenthalte, lernt vielleicht Spanisch, Russisch oder Chinesisch. Theologen dagegen lernten Latein, Altgriechisch und Althebräisch, und statt in der Wirtschaft oder wenigstens in einem Theologischen Verlag Praktika zu leisten, arbeiteten sie ehrenamtlich in ihrer Kirchengemeinde, vielleicht im Kochertal oder auf der Schwäbischen Alb, fernab von Industrie und Wirtschaft. Sie spielten im Posaunenchor, leiteten Bibelstunden und sangen mit alten Menschen.

Vor allem: Die Kirche ist eben kein Arbeitgeber wie jeder andere. Viele Theologen von damals trauern einer Berufung nach. "Pfarrer ist kein Job, das ist ein Leben!", sagt eine.

Vor allem diese Trauer wohl ist es, die bis heute nachwirkt: "Ich spreche viel mit Ausbildungspfarrern", sagt Kirchenrat Norbert Stahl, "zum Teil sind das Leute, die in den 1990ern aufgenommen wurden, und das ist immer wieder Thema, das ist belastend und ganz schwierig. Inzwischen gibt es ein anderes Klima in der Landeskirche, es ist jetzt offener, die Situation hat sich grundlegend geändert."

Das betont auch Stefan Kost. Jedoch, wenn man mit ihm redet, haben weder die Oberkirchenräte die Enttäuschung und ihre Nachwirkungen wirklich verstanden, noch ist der Klimawechsel richtig bei der Pfarrerschaft angekommen. "Zweimal wurde seit 2014 eine halbe Stelle dafür ausgeschrieben, das Theologiestudium zu bewerben. Niemand wollte diese Stelle. Schließlich wurde sie ohne Ausschreibung besetzt", sagt er. "Heute werben Pfarrer nicht für ihren Beruf. Sie sagen, uns hat man auch geworben, und dann..."